

(Nachdruck verboten.)

Der Schiffsjunge.

19) Eine Seegeschichte von Peter Egge.

Einzig autorisierte Uebersetzung von E. Brausewetter.

Als die Briefe gelesen waren, wurden sie gut und sorgfältig verwahrt.

Einige von den Jungen sangen Lieder im Chor, und Divind spielte dazu auf der Mundharmonika. Ein paar schwafelten mit einander, ohne zu bemerken, daß sie beide gleichzeitig redeten. Sie prahlten mit ihren Liebsten. Jockum schilderte einen Abend am Land, als er ein paar Italiener durchprügelte und ihnen ihre Liebste fortnahm, natürlich nur zum Spaß; denn er selbst hatte ja ein Mädel daheim, das keine Dorn hier drüben ausstechen konnte.

Benn sang bei den Liedern aus vollem Halse mit. Er hatte sie so oft gehört, daß er sowohl die Melodie als den Text konnte.

Plötzlich vernahm man starke Schläge gegen die Thüre. Es wurde fast still in der Koof. Eine Stimme draußen rief:

„Halloh, Tom!“

„Halloh, Ja!“ antwortete der Engländer und lief hin und öffnete die Thüre. Ein dicker Yankee von drei- bis vierundzwanzig Jahren trat herein. Er war ein alter Schiffstamerad Tom's, zur Zeit ohne Feuer. Tom hatte wunderbare Geschichten von seinem Tanzen erzählt und von den Kameraden Erlaubniß erhalten, ihn zu heut Abend einzuladen.

„Da is er, Boys! Er daust very good, very good!“ rief Tom und nickte bewundernd den Kameraden zu. Dann machte er ein paar Tanztritte, um ihnen zu zeigen, was für ein Teufelskerl der Yankee wäre.

„Daß den armen Kerl doch erst was zu essen kriegen! Er sieht aus, als wenn er es brauchen könnte,“ rief Jockum, und die andern stimmten ihm zu: erst sollte der Yankee Essen haben, das verstand sich von selbst.

Neste vom Kinderbraten und der Grütze wurden ihm von mehreren Seiten vorgesetzt, und Jens Christian kam mit der Flasche. Der Yankee war etwas angekränkt und hatte großspürige Bewegungen. Man konnte es ihm ansehen, er wußte, daß sein Ruhm als Tänzer ihm vorausgegangen war. Er aß wenig, machte sich aber tüchtig über die Getränke her. Die Witze hagelten über ihn herab, was er sich nicht sehr zu Herzen nahm. Er lächelte die ganze Zeit überlegen und wohlwollend.

Sobald er das letzte Glas ausgetrunken hatte, rief Tom:

„Wirf den Noof ab, Ja!“

Ja! that es, und nun zeigte sich, daß er weder Ja! noch Beste anhatte. Divind blies einige einleitende Akkorde, ehe er mit einer Gigue einsetzte.

Der Yankee zuckte einige Male nach dem Takt der Musik mit den Schultern und fuhr dann wild in den Tanz hinein. Die Füße gingen wie Trommelföße. Bald tanzte er zusammengetrümmt, bald gerade aufgerichtet, mit steifem Rücken wie ein Stod, während die Füße sich immer in derselben rasenden Geschwindigkeit bewegten. Bisweilen machte er einen Sprung, rief „hoi!“ und klatschte in die Hände. Und „hoi!“ antworteten die Jungen rings um den Tisch.

Tom ging in entsprechendem Abstände um ihn herum, genoß seinen Tanz mit den Augen und nickte mehrmals den Andern zu, als wollte er sagen: Ist das nicht ein Teufelskerl? . . . Und er ist mein bester Kamerad!

Plötzlich that der Yankee einen gewaltigen Sprung, wobei er mit unheimlichem Laut mit dem Kopf gegen das niedrige Noofdach stieß. Er fiel in sitzender Stellung mit dem ganzen Gewicht seines schweren Körpers auf Tom's flache Kiste hin. Dieselbe ging in Stücke, und er blieb halb unten in der Kiste sitzen.

Gleich dem Dröhnen einer Schneelawine brach das Gelächter los. Es rollte und rollte dahin und wollte gar kein Ende nehmen.

Benn stüchtete in Sturmgelächter zur Thüre hinaus, in die Finsterniß. Er legte sich über den Mastspier und lachte sich aus. Das Lachen in der Koof erklang wie ein Dröhnen tief im Innern eines Berges.

Ihm war in den letzten Minuten drinnen unbehaglich geworden. Das kam von dem ungewohnten Essen, dem Durcheinander von Portwein, Sherry und Brantwein, dem vielen Saugen an seiner Pfeife, der schlechten Luft und schließlich dem vielen Lachen.

Die große Stille und die knisternde Kälte draußen beruhigten ihn, und er blieb lange dort stehen und wartete, daß ihm wieder gut werden sollte. Als er sich endlich besser fühlte, war er nüchterner geworden und hatte gar keine Lust, wieder hinein zu gehen. Er hörte Gesang, Geschrei und Lachen aus der Koof, und das war ihm zuwider. Er starre über den Hafen hin, ohne zu erkennen, was er sah. Der Wurm des Mißvergnügens, der an ihm heute schon einmal genagt hatte, war nun wieder da, aber stärker, als früher, und außerdem empfand er Ekel, weil er so viel getrunken und an der Ausweisung da drinnen theilgenommen hatte. Er wünschte, er läge erst wieder in seiner Koje und schlief — verschlief alles.

Der Lärm in der Koof drang noch immer zu ihm hinaus. Er fühlte, es war unmöglich, sich dort drinnen unter all' den betrunkenen Menschen auszuzeichnen. Er sprang und ging in den Koofgang hinein und von dort in den Kabelaum. Derselbe wurde von der Koof nur durch eine dünne Wand geschieden, sodaß der Lärm in voller Kraft zu ihm hineindrang.

Er warf sich auf die Segel nieder, blieb da liegen und warf sich, von seinen Gedanken gepeinigt, hin und her. Sie waren eine einzige große Last, die ihn, wie heut' morgen, drückte und beschwerte. . . Er grollte seiner Familie, Merry, den Kameraden, aber am meisten sich selbst.

Die Koofthüre wurde gegen die Wand geschlagen, sodaß es krachte. Geschrei, Tritte und ein Scharren, wie von Leuten, die aufbrechen.

„Ueber die Keeling mit ihm! Hinab auf die Brücke! Ueber die Keeling mit ihm!“ riefen Einige.

„Goddam, Yankee!“ schrien andere. Und Ja!'s schwere Gestalt taumelte von einem Schläge von Jens Christian's schwerer Faust durch den Koofgang hinaus; er stolperte über die große Thürschwelle und fiel mit einem Blumps des Körpers und unter dem Klatschen von Fäusten auf's Deck.

Und hinter den Kämpfenden folgte das Gedränge der Kameraden mit rothen, glänzenden Gesichtern und erhobenen Fäusten.

Der Junge sah das Ganze in einem Augenblick an sich vorbeifahren in dem schwachen Licht, das durch die offene Koofthüre hinausfiel, und hörte Geschrei und Getümmel auf Deck. Es ging zum Mittelschiff und zum Fallrep.

Da sprang er in die Koof hinein und entkleidete sich schnell; der Lärm draußen verstummte plötzlich. Der Yankee mußte fort sein. Der Junge hörte nur die Stimmen Jens Christians und des Kapitäns, die sich stritten.

Als die Kameraden wieder hereintamen, lag Benn bereits mit geschlossenen Augen in seiner Koje. Sie begannen einander zu erklären, wie das ganze von Anfang bis zu Ende vor sich gegangen war. Jeder wußte es besser. Ueber eines waren sie sich aber einig: der Yankee wäre ein hochnäsiger Dummkopf gewesen und hätte Hiebe getrieget. Das war sicher, wie festgenagelt! Da gab es keine Widerrede!

Der Lärm und das Durcheinander bewirkte, daß Benn seine Unzufriedenheit und Mißstimmung vergaß. Er war so müde, daß er einschlief, ehe das laute Gerede der Kameraden noch vorbei war. —

XIV.

„Guten Abend, Benn!“

„Guten Abend, Merry,“ flüsterte er klopfenden Herzens und schob seinen Arm in den ihrigen. Sie hatte bereits einige Minuten dicht verschleiert auf ihn gewartet. Es war ein wenig nach halb sieben Uhr. Sie gingen in eine stille Seitengasse hinauf, in der sich keine Pferdebahn befand.

„Ist mein Mann an Bord gekommen?“

„Ja, der Herr Kapitän kam, kurz bevor wir mit der Arbeit aufhörten.“

Sie hatte bisher bei ihrem Stellbuchein ihren Mann noch nicht erwähnt und es war Benn unbehaglich, daß sie nun plötzlich von ihm sprach.

Sie hielten gleichen Schritt und stützten sich aufeinander.

Bald vergaß er ihre unangenehme Frage. Ihr durchrieselte ein starker und stiller Glücksstrom: endlich konnte er wieder mit ihr zusammen sein!

Es war ihr erstes Rendezvous seit Weihnachten. Er hatte den Kameraden gesagt, er müßte einen Freund besuchen, der vor einem Jahre nach Amerika ausgewandert und nun in einem Geschäft in der Hamilton-Avenue in Stellung wäre. Er fühlte sich, sowohl was ihn selbst als was sie anbetraf, völlig sicher. Er wußte, daß man in der Kajüte glaubte, sie wäre — wie so oft — für den ganzen Abend bei ihrer Kousine.

Sie zog ihn schnell mit sich fort. Es hatte fast den Anschein, als wollte sie vor jemand flüchten, der ihnen nachspürte. Sie waren wie zwei Kinder, die die Schule „schwänzten“ und nun davonliefen, um ihre erlittene Freiheit zu genießen. Keines von ihnen sprach.

Der Abend war sehr mild, und es schneite. Die Flocken segelten langsam, gleichsam mit Ueberlegung herab, sie verschleierten das Licht der Laternen und sammelten sich vor ihnen, als wollten sie sich bei ihrem Schein einen bequemen Platz aussuchen, wenn sie die Erde erreichten.

Wenn schüttelte den Schnee von dem Regenschirm und fragte:

„Wohin gehen wir, Merry?“

„Wir wollen uns ein gemüthliches Plätzchen suchen, Venn!“

Einige Minuten später saßen sie in einem Zimmer eines Restaurants. Lachen und Reden drang gedämpft zu ihnen herein, jedes Mal, wenn draußen eine Thüre ging. Sonst vernahmten sie keinen Laut, der an die Welt draußen erinnerte.

Er hatte noch nicht das erste Glas Wein ausgetrunken, als sie sagte:

„Wie hast Du Weihnachten verbracht, Venn?“

„Ach, schrecklich, Du. Ich bangte mich die ganze Zeit nach Dir. Ich war so verstimmt und verdrießlich.“

„Du Armer!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

An der Silberhütte.

St. Andreasberg ist eine der ältesten und bedeutendsten Bergstädte im Harz und wird wegen seines umfangreichen Bergbaus und der mannigfachen, zum theil höchst seltenen Mineralien, die hier gefunden werden, das Mineralienkabinett des Harzes genannt.

Von ganz besonderem Interesse für den Besucher dieses Städtchens ist aber der Betrieb der fiskalischen Silberhütte, welchen ich an der Hand eines sachkundigen Führers kennen zu lernen Gelegenheit fand.

Die Gewinnung des Silbers durch „Schmelzarbeit“, wie das hier gebräuchliche Verfahren bezeichnet wird, geschieht durch Verwendung von Blei als Extraktionsmittel. Es legirt sich mit dem aus den geschmolzenen Erzen auscheidenden Edelmetall und kann von diesem sodann ohne besondere Schwierigkeit abgetrennt werden. Etwas komplizirter wird die Arbeit nur dadurch, daß das Silber aus verschiedenartigen Mineralien, nämlich silberhaltigen Kupfer- und Bleierzen gewonnen werden muß.

Wir gelangen zunächst in die Schmelzhütte; hier sehen wir eine Reihe hoher bis in den Dachraum hineinragender Schachtöfen, die wegen ihres in den Fußboden versenkten Herdes auch als Sumpfofen bezeichnet werden. Die Beschickung der Öfen zur Ausschmelzung der Erze geschieht vom Dachraum aus, und zwar lagenweis unter Zusatz von mineralischen Stoffen, welche den Schmelz- bezw. Scheidungsprozeß befördern. Eine „Beschickung“ besteht in der Regel aus folgenden Lagen: Schlacke, Roherz, angeröstetes Erz, metallbleiische Zuschläge, Schwefelkies und Flußspat. Ferner kommt auf 8 Ztr. Beschickung 1 Ztr. Koaks, vermittels dessen die Anheizung erfolgt.

Hat nun nach Füllung des ganzen Schachtes der Schmelzprozeß begonnen, so sammelt sich im „Stechherd“ oder „Sumpf“ die Schmelzprodukte, während die Schlacken auf einer geeigneten Rinne über dem Hüttenfußboden (dem sogenannten Oberherd) seitwärts abfließen. Infolge der Volumenverminderung sinkt das Material im Ofen während dieses Vorganges weiter nach unten, so daß bei kontinuierlichem Betriebe der Rohstoff von oben beständig nachgefüllt werden kann. Die glühenden Schlacken werden aufgebäuft und zu festen Bausteinen geformt, zum theil aber auch nach Abkühlung der Beschickung wieder beigelegt.

Im Stechherd finden wir nun oben eine feste Platte, den sogenannten Kupferstein, welcher im ganzen abgehoben wird. Darunter liegt das flüssige, silberhaltige Blei, welches mit Löffeln abgeschöpft und so gleichzeitig geformt werden kann.

Die Rauchkanäle der Schmelzöfen sind sämtlich nach einem gemeinsamen großen Schornstein geleitet, und zwar auf weitem Wege, damit die Leichten, durch den Zug der Öfen zugleich mit den Rauch-

gasen eulfürhten rauchförmigen Erze zur Ablagerung hinlänglich Gelegenheit finden. Dieser Ruß wird mit Kaltwasser angefeuchtet, geformt, getrocknet und dann bei der Beschickung wieder zugegeben.

Ich habe schon erwähnt, daß einen Theil jeder Beschickung geröstete Erze bilden. Wir wollen nun eine zweite Hütte besuchen, in welcher diese Röstarbeit erfolgt. Es dienen hier Schachtöfen, welche gleichfalls vom Dachraum aus beschickt werden, zum Rösten des Kupfersteins. Das zuvor zerleinerte Material brennt mit seinen eigenen Gasen, wird jedoch von der oberen Mündung aus zuerst mit Holz angezündet. Das unten befindliche probitorisch eingebrachte Füllmaterial wird nun herausgenommen, damit das entzündete Produkt nach unten sinken kann; hierauf wird von oben ohne weiteres nachgefüllt.

Das Rösten von zuvor pulverisirten Roherzen geschieht in wesentlich anderer Weise, nämlich in sogenannten Fortschaulungsöfen; es sind dies große langgestreckte gemauerte Herde, deren Sohle nach der Esse zu, also in der Richtung des Gasstromes ansteigt. Nachdem das Roherz eingebracht und zunächst auf dem von der Feuerung am weitesten entfernt liegenden Theil der Herdsohle ausgebreitet ist, beginnt die Heizung mittels Steinkohle. Das Erzgemenge wird nun unter fortwährendem Röhren erwärmt und immer weiter nach den heißeren Theilen des Herdes vorgeschaufelt, bis es, bereits schmelzend, an der tiefsten und heißesten Stelle, an der Feuerbrücke, angelangt ist. Während des Röstens wird der größte Theil von dem in den Erzen enthaltenen Schwefel, Arsen und Antimon verflüchtigt. Das schließlich aus dem Ofen gezogene Röstgut enthält im wesentlichen Oxide und Sulfate der in den Erzen enthaltenen Metalle, die nun pulverisirt der Beschickung der Schachtöfen zugegeben werden.

Wir gelangen nun in das Kochwerk. Hier sehen wir zehn schwere durch Wasserkraft bewegte eiserne Stempel unablässig, gleichzeitig oder abwechselnd, auf- und niedergehen, um bei ihrem Fall die auf einer Lemme ausgebreiteten Erze zu Staub zu zermalmen. In großen rotirenden, gleichfalls durch Wasser bewegten Trommeln werden die pulverisirten Erze gesiebt, um etwa noch vorhandene größere Stücke wieder auszuscheiden.

Die Wasserkraft liefert der „Rehberger Graben“, ein kleiner Kanal, welcher sämmtlichen industriellen Werken in Andreasberg und einigen anderen Ortschaften das Wasser als billigste Kraft zuführt. Er besteht in einer, halb durch Dammbauten hergestellten und überbedeckten Wasserinne, welche von dem größten Wasserbeden des Harzes, dem Oberteich, gespeist wird.

Wir kommen nun endlich in die „Treibhütte“, woselbst dem aus dem Stechherd des Schmelzofens entnommenen Werkblei das Silber abgetrieben wird. Dies geschieht in einem runden kesselartig gestalteten Flammofen, dessen nach der Mitte zu geneigte Herdsohle mit Mergel ausgestampft wird. In ein „Treiben“ kommen circa 250 Zentner Werkbleiplatten à 30–35 Pfd., welche in der Ofenhöhlung rings an den Wandungen aufgestellt werden. Es ergeben sich hieraus bei der Schmelzung 3–5 Zentner Silber, im übrigen Bleioxyde. Die große Kesselhaube wird mittels Flaschenzugs aufgesetzt, die Abflußöffnung, „Glättloch“ genannt, mit Mergel gedichtet, und hierauf der Ofen mit Steinkohle angeheizt, während aus den Düsen des Gebläses zur Erhöhung der Gluth ein starker erhitzter Luftstrom in die Ofenhöhlung geleitet wird. Die Werkbleie schmelzen durch Einwirkung der überschlagenden Flamme und es bildet sich an der tiefsten Stelle des Herdes, das „Metallbad“. Nach einiger Zeit entsteht auf der Oberfläche desselben eine Kruste, „Abzug“ genannt, welche aus einem schlecht schmelzbaren Gemisch von Antimon, Kupfer, Hartblei u. s. w. besteht, und mittelst Handrücke herausgezogen werden muß. Die zweite Schicht bildet Antimonblei, das man zu Hartblei verarbeitet. Unter dieser Schicht finden sich nun die flüssigen rothen Oxide (Glätte), welche durch eine Rinne, die Glättgasse, vom Treibherd abfließen. Diese Bleiglätte wird später durch Glühen mit Kohle „reduzirt“; es verbindet sich letztere mit dem Sauerstoff der Oxide zu Kohlen-säure und es bleibt metallisches Blei zurück, das zu Handelsblei geformt wird.

Nummehr beginnt das letzte „Treiben“. Man verstärkt das Gebläse, und die Glätte fließt aus dem Ofen, alles noch vorhandene Blei wird nach und nach in Glätte verwandelt, die der Luftstrom beständig der in die Lehmvand des Ofens eingeschüttelte Glättgasse zutreibt. In dem Moment, wo der letzte Rest dieses Metalles oxydirt, zeigt sich ein merkwürdiges Farbenspiel; die letzte dünne Bleihaut zerreißt und das glänzend flüssige Silber bligt glühend auf. Das ist der „Silberbid“, von dem die Hüttenarbeiter sprechen.

In das Glättloch wird nun ein Damm gemauert, eine Rinne eingebracht und diese mit kochend heißem Wasser gefüllt, über welches das geschmolzene Silber, damit es nicht sofort erstarre, geleitet wird. Erst beim Auffangen in löffelartige Formen wird es mit kaltem Wasser gefüllt. Die Sohlenfütterung des Ofens, die zu einem Theil Glätte eingesogen und auch Silbertheilchen mit aufgenommen hat, wird ausgebrochen und bei den Schmelzarbeiten wieder als Zuschlag benutzt.

Die mehrfach erwähnten Gebläse, für welche eine Turbine die treibende Kraft liefert, bestehen im wesentlichen je aus zwei innerhalb eines gußeisernen Gehäuses rotirenden Windflügeln. Sie drehen sich in einander entgegengesetzter Richtung, so daß die zwischen je einem Flügel und der Gehäuswand eingeschlossene Luft nach einer Seite ununterbrochen hinausbefördert, von der anderen Seite aber

beständig frische Luft nachgesaugt und in die Rohrleitung hinein-gepreßt wird.

Das in dieser Silberhütte behandelte Erz wird nur zum geringsten Theil in Andreasberg gefunden. Der größte Theil des Erzes kommt aus dem Ausland, insbesondere aus Mexiko.

Dieser interessante Prozeß, den wir nun in allen Stadien kennen gelernt haben, hat nur einen großen Uebelstand, den zu beseitigen trotz aller möglichen Vorkehrungen noch nicht gelungen ist. Die Arbeit in den Silberhütten bedroht die Gesundheit der Arbeiter in hohem Grade. Die stete Beschäftigung der Hüttenleute vor dem glühenden Ofen bringt ihnen nicht die größte Gefahr, ihr ärgster Feind ist der feine Bleistaub, welchen sie einathmen und der auch in die Poren der Haut eindringt. Nicht selten werden die Arbeiter von der Bleikolik befallen, welche mit heftigen Schmerzen verknüpft ist, und viele der Leute werden schon in jungen Jahren infolge Verkümmung der Gliedmaßen völlig arbeitsunfähig gemacht.

Fred Good.

Kleines Feuilleton.

— Eine japanische Theatervorstellung. Von einer echt-japanischen Theateraufführung in einem der modernsten „Schauspielhäuser“ in Tokio entwirft der Yokohama-Korrespondent einer englischen Zeitung folgende Schilderung: Beim Eintritt in den Zuhörerraum wurde ich von dem „Theaterdirektor“, der einen losen Komono und Strohfandalen trug, mit einer ungeheueren Verbeugung empfangen. Den Zettel, den man mir überreichte, war fast so groß, daß man ein Zimmer damit hätte austapeziren können. Die Bühnensarrangements überraschten mich förmlich durch ihre köstliche Anspruchslosigkeit; der Vorhang wurde nicht etwa hochgezogen, sondern einfach von einem durchaus nicht theatermäßig gekleideten Manne erfaßt und zur Seite gezerrt, was nicht immer ohne Schwierigkeiten von statten ging. Die Koulissen befanden sich so weit wie möglich von der Bühne entfernt; die Schauspieler müssen erst durch den ganzen Zuschauerraum spazieren, ehe sie auf die Bretter gelangen. Das Publikum sitzt nicht wie bei uns auf Bänken und Stühlen, sondern lauert sich unzeremoniell auf Matten nieder und hat einen mit glühenden Kohlen gefüllten Topf vor sich stehen, an dem die Hände gewärmt oder nach Herzenslust Erfrischungsversuche gemacht werden können. Von der Vorstellung selbst konnte ich kein Wort verstehen; dies wäre aber auch nicht der Fall gewesen, wenn ich die Sprache des Landes von Grund auf studirt hätte. Die japanischen Schauspieler haben nämlich eine ganz besondere Ausdrucksweise; sie halten es für unpassend, ebenso zu sprechen wie andere menschliche Wesen. Ihr Gebahren erinnert sehr an das jener vierbeinigen Geschöpfe, die sich in mondhellten Nächten Stelldicheins auf den Dächern geben. Nachdem der Vorhang vorschriftsmäßig davonspaziert war, zeigten sich den neugierigen Blicken zwei Kinder und eine Dame, d. h. ein Herr in Damengewand. Die drei Personen saßen auf ihren unvermeidlichen Matten und schienen in äußerst niedergeschlagener Stimmung zu sein. Die „Dame“ versiel mit jeder Minute in tiefe Schwermuth, und die schrillen Stimmchen der Kinder wurden immer lauter und freischender. Zwei Herren, die in der Mitte zwischen Decke und Fußboden an der Wand zu hängen schienen, vermochten endlich ihr Mißgefühl nicht länger zu verbergen. Diese Rämmer, die wie in einer griechischen Tragödie eine Art Chor vorstellen sollten, hielten es nun für ihre Pflicht, in geisterhaft monotonem Rhythmus die Vorkommnisse auf der Bühne näher zu erläutern, was die Sache aber nur noch geheimnißvoller gestaltete. Bald brachte der Chor so fürchtbare Töne hervor, daß man fast glaubte, es werde an den beiden Sängern eine Operation ohne Chloroformanwendung vollzogen. Das Stöhnen und Jammern wurde noch schlimmer, als die Dame sich erhob und Thee bereitete, den sie den Kindern anbot. Den Höhepunkt aber erreichte die Erregung des harmoniereichen Chors, als ein tugendhaft aussehender Herr mit langem Haar in prächtiger Kleidung auf die Bühne trat. Es war offenbar der Großvater der kreisenden Kinder. Ihm auf dem Fuß folgte eine ganze Truppe junger Damen, von denen eine hervortrat und der Dame des Hauses einen Stuchen präsentirte. Dieser wurde zerschnitten und herumgereicht, doch niemand wagte es, ein Stück zu nehmen. Nur der kleine Knabe erspähte eine Gelegenheit, wo er unbeachtet einen Streifen des Gebäds erwischt und sofort gierig verschluckte. Im nächsten Augenblick stürzt er wie vom Blitz getroffen zu Boden und giebt kein Lebenszeichen von sich. Die Dame, die den Stuchen gespendet hat, schüttelt das Kind nun heftig bei den Schultern und verseht ihm einen Stoß in das Genid. Nach einer Minute ringt sich ein Seufzer von den Lippen des Knaben; er empfängt einen zweiten Stoß, und nach derselben Pause ertönt ein zweiter Seufzer. Das wiederholt sich noch etwa zwölf Mal, und dann scheint das Kind endlich todt zu sein. Diese erschütternden Vorgänge hat der Chor unermüdetlich mit einem leisen Gestöhne begleitet; die übrigen Personen hatten sich dagegen vollkommen ruhig verhalten. Nun erst kommt Bewegung in sie; der alte Herr reicht der Mörderin seines Enkels höflich die Hand, und die Gesellschaft verläßt würdevoll die Bühne. Nur die Mutter bleibt zurück und wirft sich jammernd über ihren Sohn. Der fleißige Chor unterstützt die Verzweifelte noch eine geraume Weile in ihren Klagen, der Vorhang kommt dahergerannt und das Stück ist zu Ende.

Theater.

— r. O st e n d - T h e a t e r. Wenn immer ein so beliebter Direktor, wie es Herr Karl Weiß nur einmal ist, die Gelegenheit für gekommen hält, sich und sein Haus im Jubiläum zu feiern, dann greift er kühnlich zu. Es ist ein blindes Vorurtheil, daß sich nur die Zahlen 25 und 50 als Inschriften in Lorbeerkränzen gut machen. Am Dienstag, als Herr Weiß auf seiner Bühne eine 30jährige Künstler-Laufbahn hinter sich fühlte, ward den Bedanten klar, daß zum mindesten jede durch fünf theilbare Zahl jubelfähig ist. War das ein Fest! Siebzehn Kränze, fünf Blumentissen, elf Bouquets, ein Blumentopf und dann noch verschiedene nützliche Gegenstände für den Hausbedarf umgaben den Direktor, als er am Schlusse des vorletzten Aktes inmitten eines sehr photographierfähigen Gruppenbildes auf der Bühne stand. Dazu ein Tusch vom Orchester und schließlich Chorgesang des gesammten Publikums: Hoch soll er leben, hoch soll er leben, dreimal hoch!

Die zur Feier des Tages gegebene Robität „Der Stabs-trompeter“ ist eine Mannstädt'sche Gesangsposse. Ihr eigentlicher Held ist der bekannte reichgewordene Handwerksmeister — diesmal ein Konditor — den seine junge Frau zum vornehmen Tolpatsch gemacht hat, und der sich nun in der unangenehm feinen Welt wieder nach einfachen Sitten zurücksehnt. Die Belehrung wird zur Abwechslung von einem Angehörigen des Kriegsheeres, dem vom Jubilar mit üblicher Bravour gepielten Stabstrompeter vollbracht. Dieser Umstand giebt dem Possendichter Gelegenheit, das Militär in Lobgesängen zu feiern, wie sie in solcher Abgeschmacktheit selbst auf Spezialitätenbühnen nicht mehr aufgeführt werden. — Eine Freude war es, das lebendige Spiel im Ostdend-Theater zu betrachten. Mit ganz besonderem Temperament gab Herr Joseph Will den Konditor. —

Völkerkunde.

— Ueber die Tagalen, die Eingeborenen des Philippinen-Archipels, schreibt Karl v. Scherzer in der „N. Fr. Pr.“ folgendes: Die Tagalen sind ein kleiner Menschenschlag von hellgelber Hautfarbe und haben trotz ihrer breiten, flachen Nasen und diden Lippen keineswegs ein unangenehmes Aussehen. Ihre Hände und Füße sind, wie überhaupt bei der malayischen Rasse, zierlich und klein, ihr Kopfhaar ist struppig, schwarz, der Bartwuchs spärlich. Alle bedecken ihren Körper mehr oder minder mit europäischen Kleidungsstücken, obgleich die Art und Weise, in welcher sie sich deren bedienen, höchst eigenthümlich und befremdend ist. Nicht nur die Volksaffen und die Diener tragen das Hemd steif gebügelt, gleichsam als Rock über dem Weinkleid, auch der tagalische Dandy stolziert in Lackstiefeln und weißer Hose, den Pariser Seidenhut etwas schief auf den Kopf gedrückt, in einem zierlich in Falten gelegten, blendend weißen Hemde, mit einer Zigarette im Munde und ein elegantes Spazierstöckchen in der Hand, durch die Straßen von Manila. Die Frauen tragen ähnlich wie die Javanerinnen den Sarong, ein buntfarbiges, gestreiftes Baumwollzeug, um die Lenden gewickelt und ein eng anliegende, ganz kurzes Jäckchen, so daß zwischen diesem und dem Unterrod zollbreit der nackte Körper zum Vorschein kommt und der feine, durchsichtige Fasernstoff, aus welchem das Jäckchen verfertigt ist, die Haut mehr zeigt als verhüllt. —

Geographisches.

— Der Philippinen-Archipel umfaßt mehr als 400 Eilande, dehnt sich über 16 Breitengrade und 9 Längengrade aus und besitzt einen Flächenraum, der ungefähr der Größe des Königreichs Ungarn mit Kroatien und Slavonien entspricht. Die bedeutendsten Inseln der Inselgruppe sind Luzon mit der Hauptstadt Manila und Mindanao. In bezug auf Fruchtbarkeit, natürliche Vorzüge und Handelsverkehr ist Luzon eines der herrlichsten Eilande der Tropenwelt. Das Klima gestattet das Fortkommen aller Geträuche und Kolonialpflanzen der heißen und gemäßigten Zone. In der Küste fällt das Thermometer niemals unter 22 Grad Celsius, noch steigt es über 35 Grad Celsius. Im Gebirgsthale Banjanoo, 6000 Fuß über dem Meere und nicht mehr als 36 Seemeilen von der Hauptstadt entfernt, zeigt das hunderttheilige Thermometer häufig nur +7 Grad. Der höchste Thermometerstand herrscht während der Regenmonate vom Mai bis September. Drei Vöbenerzeugnisse sind es hauptsächlich, die aus Manila nach den nordamerikanischen und europäischen Märkten exportirt werden: Tabak, Abaca oder Manila-Ganz und Zucker. Luzon theilt sich mit ungefähr einem Zehntel an der Gesamt-Tabakproduktion der Erde. Ein anderes Hauptprodukt des Philippinen-Archipels ist der sogenannte Manila-Ganz, welcher jedoch nicht aus der gewöhnlichen Ganzpflanze (Cannabis sativa), sondern aus den Fasern des Stammes einer Bananen-Spezies (Musa textilis) gewonnen und von den Eingeborenen Abaca genannt wird. Die feinere und hellere Sorte der Faser findet zur Fabrikation von damastartigen Möbelbezügen, Gardinen, Glodenzügen u. s. w., die gröbere, bräunlichgelb gefärbte Sorte zu Seilerwaaren aller Art Verwendung. Der jährliche Gesamtexport von Manila-Ganz erreicht bereits an 500 000 Meter-Zentner, von welchen die Hälfte nach den Vereinigten Staaten geht. Noch eines anderen Fabrikates aus einem Fasernstoffe sei hier Erwähnung gethan, welches außerhalb des Archipels zwar noch wenig belamnt ist, jedoch mit großem Vortheil ausgebaut werden könnte. Es sind dies jene feinen, aus den Fasern einer Bromelincee (Ananassa sativa) verfertigten vollkommen durchsichtigen Zeuge, welche den Eingeborenen zur Fabrikation von Lurnshenden, Chemisetten und Halsstüchern dienen und im Handel unter

der Bezeichnung Grasseloth oder Pina vorkommen. Die Fäden dieses Gewebes sind so dünn, daß dasselbe nur in Räumen fabrizirt werden kann, wo jede Bewegung der Luft ausgeschlossen ist. Die Eingeborenen verstehen die zierlichsten Dessins darauf zu sticken. — (H. v. Scherzer in der „N. Fr. Pr.“)

Physiologisches.

t. Der Nährwerth der Pilze. Die amerikanische Physiologische Gesellschaft hat eine Kommission von fünf Professoren der Yale-, Harvard- und John Hopkins-Universität mit der Untersuchung beauftragt, den Nährwerth der eßbaren Pilze zu bestimmen. Diese Untersuchung ist jetzt abgeschlossen und hat nach einem Berichte der „Medical News“ zu dem Ergebnisse geführt, daß der der Pilznahrung so günstige Volksglaube auf irrthümlichen Voraussetzungen beruht. Die Gesamtmenge des in den Pilzen vorhandenen, für die Ernährung werthvollen Eiweißes übersteigt niemals 1—2 pCt., und der größte Theil des enthaltenen Stickstoffes ist nicht in Form von eiweißähnlichen Substanzen vorhanden. Fett, Cholesterin (Gallenfett), lösliche Kohlenwasserstoffe etc. sind in nicht größerer Menge vorhanden wie bei der gewöhnlichen Pflanzenkost, z. B. Kartoffeln, Getreide und Erbsen. Die Gelehrten geben ihre Stimme also dahin ab, daß die Pilze zwar als angenehme Abwechslung in der Kost zu schätzen sind, daß sie aber die Bezeichnung des „Vegetabilischen Beefsteaks“ durchaus nicht verdienen. —

Aus dem Thierleben.

— Aus Harpstedt wird dem „Stad. Tagebl.“ berichtet: Als der Gajwirth Stolze in seinem auf dem Schützenplatz gelegenen Tanzlokal, worin zur Zeit einige Fuder Heu lagern, beschäftigt war, hörte er unter dem Heu seinen Ledelhund wütend bellen. Nach dem Tone zu urtheilen, saßen der Hund mit irgend einem Thiere zu kämpfen. Als das Heu hinweggeräumt war, merkte der Wirth, daß der Kampf unter dem Fußboden stattfand. Nachdem das Gebell schon dreiviertel Stunden gedauert hatte, brach Herr Stolze eine Bohle aus dem Boden des Tanzsaales. Gleich darauf kam der Hund mit einem etwa sechs Wochen alten Füchselein heraus, welches er schon todgebissen hatte. Der brave Fiedel stürzte aber sofort wieder unter die Bohlen und brachte sieben junge Füchse heraus, die er aber schon alle im Lager todgebissen hatte. Da der Fußboden hoch liegt, so ist der alte Fuchs entkommen. Zwei Eingänge zum Bau wurden auch bald von außen gefunden. Als ein in der Nähe wohnender Landstrafenwärter von dem Fang hörte, sagte er: „Au weel id ol, wo mine Häußner all bleben sind!“ —

Aus der Pflanzenwelt.

io. Ein neuer Fettbaum, dessen Früchte erhebliche Mengen eines stearinähnlichen Stoffes enthalten, ist in dem französischen Kongogebiet am oberen Ogoze nahe der Station Due entdeckt worden und wird in der französischen „Revue Coloniale“ beschrieben und zur Verwertung empfohlen. Der Baum, dessen lateinischer Name Allanblackia lautet, ist übrigens schon aus Ost-Afrika bekannt, wo er von den Eingeborenen als Buandjo oder Kuandjo bezeichnet wird. Die Frucht ist sehr groß und enthält eine große Zahl von öligen Kernen in der Größe einer Pflaume von sehr eigenthümlicher rüthlicher Farbe. Mehr als die Hälfte des Gewichtes dieser Kerne, die etwa 4 bis 5 Gramm schwer sind, besteht in einem Fettstoffe, der bei gewöhnlicher Temperatur fest ist und wie gesagt, große Aehnlichkeit mit Stearin besitzt. Ob das Fett dieses Baumes bereits benützt wird, wird nicht gesagt, aber eine solche Verwertung scheint sehr günstige Aussichten zu bieten. Der Baum ist leicht leuchtlich an seinen männlichen Blüthen, die fleischig sind und im Inneren des Kelches mit den Blüthenblättern abwechselnd fünf ziemlich große keulenförmige Staubblätter tragen, die bis 1 Zentimeter lang und an der Oberfläche ihrer Spitzen mit vielen kleinen Staubbeutelchen bedeckt sind. Die Frucht wird im ganzen 25 Zentimeter lang, ist eiförmig und enthält fünf Kammern, in deren jeder eine ziemlich große Zahl der talghaltigen Körner enthalten ist. —

Bergbau.

l. Eisenerz-Lagerstätten in Rußland. Das Interesse der Eisenindustrie in Rußland konzentriert sich momentan auf die Beschaffung ausreichender Erzmassen für die südrussischen Eisenhütten. Die Gesamtproduktion derselben betrug im letzten Jahre 1 000 000 Metertonnen Roheisen, was einem jährlichen Erzbedarf von annähernd 2 300 000 Metertonnen entspricht. Der russische Bergingenieur Schimanowsky berechnete kürzlich die jetzt bekannten Erzvorräthe der Lagerstätten von Kriwoj, Noj, die hauptsächlich in betracht kommen, auf 32 000 000 Metertonnen. Demnach würden nach etwa 15 Jahren diese Erzvorräthe erschöpft sein. —

Technisches.

— Hohes Alter einer Eisenbahnschiene. Von der merkwürdig langen Dauer einer Eisenbahnschiene berichten amerikanische Blätter. Auf der Strecke der Baltimore-Ohio-Bahn liegt eine Schiene, welche die Jahreszahl 1863 trägt und noch vollkommen gut ist. Sodas ihr weitere zehn Jahre mit großer Wahrscheinlichkeit zubilligt werden könnten. Sie stammt, wie man noch feststellen

konnte, aus England und gehörte zu einer Partie, welche mit 500 M. pro Tonne bezahlt worden war. Der Preis ist seitdem sehr gefallen; in Deutschland kostet die Tonne heute nur etwa 130 M., während sie 1890 noch 160—170 M. kostete. —

— Gewinnung klaren Zitronensaftes. In der warmen Jahreszeit ist es von Interesse, wie man einen auf die Dauer klaren Zitronensaft erhalten kann, da der frisch ausgepreßte immer trübe, mit Fäden und Schleim versetzt ist. Es ist dies sehr einfach, indem man den gepreßten Saft in einem Porzellangefäß auf etwa 60 Grad Celsius erwärmt. Dabei scheiden sich die meisten Verunreinigungen aus, können von dem noch heißen Saft abfiltrirt werden, und der letztere bleibt klar. — („Lechn. Rundschau.“)

Humoristisches.

— Eine bittere Geschichte. Er hieß Ernst Bitter und war ein bitterer Mensch. Da sah er Suschen Süß. Er raspelte Süßholz, Suschen fand ihn süß, und bald kosteten beide die Süßigkeiten der Liebe. Sie heiratheten. Bald darauf zeigte es sich, daß Ernst Bitter geru einen Bittern trank, und nun wurde die Sache ernst. Suschen sagte mit Bitterkeit: „Ernst war bisher mein Leben, jetzt wird mein Leben ernst.“ Sie bat mit den süßesten Worten, aber Ernst sagte, er könne nicht von dem Bittern lassen. „Ernst, ist das Dein Ernst?“ fragte Suschen. „Mein bitterer Ernst,“ antwortete Ernst Bitter ernst. „Das ist süß!“ rief Suschen bitter. Nicht lange darauf starb Ernst Bitter am Delirium, und Suschen Bitter-Süß blieb nichts als die bittere Erinnerung an Ernst. —

— Ueberspannt. „Fräulein Adolphine ist wohl ein bißchen überspannt?“

„Na ich kann Ihnen sagen, — die sieht in jedem alten zer-tissenen Stiefel einen verzauberten Prinzen!“ —

— Leiser Vorwurf. Theaterbesucher (im Gedränge des Stehparquets): Verzeihung, Herr Nachbar, lauten Ihr Stehplatzbillet vielleicht auf meine Hüneraugen? — („Lust. Bl.“)

Vermischtes vom Tage.

— Waschzettel-Unsug. Wir erhalten von der Verlagsfirma Streker u. Moser in Stuttgart einen langen Waschzettel über ein Werk dieses Verlages mit folgendem Begleitbrief zugeandt: „Die beiliegende Notiz dürfte das Interesse Ihres Leserkreises finden und stellen wir Ihnen daher den Abdruck derselben in Ihrem geschätzten Blatte ergebenst anheim. Sollten Sie bereit sein, dem Buche — außer beiliegender kurzer Notiz — eine noch ausführlichere Würdigung zu theil werden zu lassen, so steht Ihnen ein Rezensionsexemplar gern zur Verfügung.“ — Danken für Doh! —

— Mit der Lokomotive verfolgt und eingeholt wurde ein Strafgefangener in Bromberg, der seine zwei Transporteure niedergeschlagen hatte und den Bahnhof entlang geflohen war. —

y. Ein lutherischer Pastor in Colmarade (Kreis Syle) wurde verhaftet. Schwere Sittlichkeitsverbrechen, begangen an Konfirmandinnen, bilden den Gegenstand der Untersuchung. —

— Auf der Ruhr bei Mülheim wurde ein Boot von der Strömung gegen die Brückenpfeiler getrieben und zerschmettert. Zwei junge Leute fanden dabei ihren Tod. —

— Der ehemalige Direktor des Wiener Burgtheaters Dr. Max Burdhard ist, wie die „N. Fr. Pr.“ meldet, Hofrath am Verwaltungs-Gerichtshof geworden. —

— Ein Student der Rechte aus Wien, der mit einer rothen Kravatte nach Waizen kam, wurde auf dem Bahnhof verhaftet und nur unter der Bedingung freigelassen, daß er sofort wieder abreise. Wenn er das nicht wolle, wurde ihm erklärt, solle er in Ketten durch die Stadt eskortirt werden. —

— In Temesvar wurde die Gattin eines Unterbeamten verhaftet, die Lebemannern Rendezvous gewährte, sich hierbei von ihrem Manne überraschen ließ und dann mit diesem gemeinsam Erpressungen verübte. —

— Die französische Lebensversicherungs-Gesellschaft „Comp. d'assurance générale sur la vie à Paris“ vertheilte für das Jahr 1896 193% pCt. Dividende gegen 120% pCt. für 1894 und 1895, die Gesellschaft „Phönix“ in Paris vertheilte 115 pCt. —

— Für ein Gemälde Corot's „La Danse des Amowes“ wurden bei einer Versteigerung in London 144 000 Mark, für das Bild Millet's „La Gardeuse des Dindons“ 82 000 Mark bezahlt. —

— Zur letzten Abzahlung der chinesischen Kriegsschadigung an Japan wurde von dem chinesischen Gesandten in London ein auf 250 Millionen Mark lautender Ched ausgestellt. —

— Bei dem Sturm an der australischen Küste ist auch der Dampfer „Merworth“ untergegangen. 8 Personen sind dabei ertrunken. —

— Der „Apfelfönig der Welt“ wird ein Herr Wellhause in Kanjas genannt. Derselbe besitzt in den Distrikten Miami und Osage 660 Hektar Landes, die der Apfelmultur gewidmet sind. Seine Obstgärten enthalten ca. 100 000 Apfelbäume, von denen er innerhalb von 13 Jahren mehr als 140 000 Hektoliter Frucht gepflüzt hat. —